



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Zur Vorgeschichte der Burenkriegen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Vorgeschichte des Burenkrieges



er Burenkrieg hat den Zeitungen und Zeitschriften Veranlassung gegeben, ihre Leser über die Niederlassung der Holländer in Südafrika und ihre frühern Konflikte mit den Engländern zu belehren. Jetzt ist nun ein Werk erschienen, das die Geschichte dieser Konflikte ausführlich nach den Quellen erzählt: W. F. Leyds, Die erste Annexion Transvaals. Mit einer Karte, einem Facsimile und einer Tabelle. (Berlin, Emil Felber, 1907.) Im großen und ganzen bestätigt es die Darstellung unsrer deutschen Universalgeschichten. Im einzelnen berichtigt es manchen Irrtum, und die ausführliche Beschreibung der englischen Praktiken und der Leiden der Buren erklärt uns hinlänglich nicht allein die Ereignisse des Jahres 1899 — Leyds will sie in einem zweiten Bande erzählen —, sondern auch so manches von dem, was wir noch zu erwarten haben, denn das niederländische Element ist ja durch die letzte Niederlage weder vernichtet noch mit dem englischen verschmolzen worden. Dem Verfasser, der bekanntlich während des Krieges die Burenrepubliken im Auslande vertreten hat, kann man nicht zumuten, daß er die Handlungsweise der Engländer beschönigen oder verteidigen solle; aber gegen den Verdacht absichtlicher Entstellung hat er sich durch die wörtliche Mitteilung aller in Betracht kommenden Aktenstücke, auch der den englischen Blaubüchern entnommen, geschützt.

Enkel der Helden, die im fünfzigjährigen Freiheitskampfe das spanische Joch abgeschüttelt und ihr winziges Vaterland zur damals ersten See- und Kolonialmacht der Welt emporgehoben hatten, haben 1652 die Niederlassung am Kap, zunächst als Proviantierungsstation der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, gegründet. Der unaufhörliche Kampf mit einer nicht sehr freundlichen Natur, mit wilden Tieren und nicht weniger wilden Schwarzen stählte das so schon stahlharte Geschlecht noch weiter, und wir finden es selbstverständlich, daß es weder die Einschränkung durch Maßregeln einer modernen Regierung ertrug, noch gesonnen war, sich in einem Würfelspiel der Diplomaten an eine fremde Macht verschenken oder verschachern zu lassen und aus freien Männern Untertanen zu werden. Der erste Angriff der nach dieser bequem liegenden Station lüsternen Engländer wurde 1781 von einer französischen Flotte abgewehrt. Beim zweiten, 1795, spielten die Beamten der Kompagnie den Engländern alle Verteidigungsmittel verräterisch in die Hände. Die Kompagnie war bankrott und hatte schon, um Geld aufzubringen, die

Ansiedler mit einer Monopolwirtschaft bedrückt. Diese ergaben sich darum, und weil England versicherte, es nehme die Kolonie nur in Verwahrung (der Prinz von Oranien war beim Einmarsch der Franzosen nach England geflohen), vorläufig in ihr Schicksal. Als aber die Engländer die Maske abwarfen, sich als Besitzer einrichteten und die Ansiedler noch ärger bedrückten, als es die Kompanie getan hatte, als der zweite Statthalter, Lord Macartney, nach kurzer Amtsführung mit 2000 Pfund Ruhegehalt aus den Einkünften der Kapkolonie belohnt wurde, da kam es zu Aufständen, die mit falschen Vorspiegelungen beschwichtigt und dann grausam bestraft wurden. Auf die korrupte englische Herrschaft folgte 1803 (nach dem Frieden von Amiens) die dreißährige Herrschaft der Batavischen Republik, die die Kapkolonisten sowohl materiell, durch gute Verwaltung, als ideell befriedigte, indem die republikanisch gesinnten Buren auf seiten der franzosenfreundlichen Demokraten Hollands standen und Gegner des Prinzen von Oranien waren. Aber schon 1806 wurde die Kolonie aufs neue von einer englischen Übermacht besetzt, und ihre Hoffnung auf die Neuordnung der Dinge im Jahre 1814 erfüllte sich so wenig, daß sie auch noch das bittere Bewußtsein, vom eignen Vaterlande „verkauft“ worden zu sein, hinabwürgen mußten. Dieses Bewußtsein freilich entstand nach Veyhs aus einer diplomatischen Täuschung, die auch in die historischen Werke übergegangen ist. Die Bestätigung der englischen Besitznahme war nicht das Ergebnis von Verhandlungen, sondern die Wirkung einer diktatorischen Erklärung des Lord Castlereagh: „Diesen Teil der holländischen Kolonie behalte ich, jenen gebe ich zurück“, und das ohnmächtige Holland hatte sich einfach zu fügen. Bezahlt hat allerdings England sechs Millionen Pfund, aber nur zum Schein an Holland, in Wirklichkeit an Rußland, das für die englische Politik gewonnen werden sollte. Die Tatsachen wurden deswegen falsch dargestellt, weil die Zahlung der bedeutenden Summe im Parlament begründet werden mußte, der eigentliche Zweck aber, die Gewinnung Rußlands für ein geheimes Abkommen, nicht veröffentlicht werden durfte.

Als Hauptursache des großen Trecks von 1834 wird gewöhnlich die Aufhebung der Sklaverei angegeben, die den Buren die Grundlage ihrer Wirtschaft entzogen habe. Es handelte sich aber keineswegs bloß um die „Sklaverei“, sondern um fortwährende bürokratische und gewalttätige Eingriffe in die Wirtschaftsangelegenheiten des freiheitsgewohnten Völkchens und um eine Eingebornenpolitik, die ihm geradezu die Daseinsbedingungen raubte. Englische Philanthropen und begeisterte Missionare malten die Schwarzen als halbe Heilige und die niederländischen Farmer als grausame Ausbeuter, Menschen-schinder und Mörder, und nicht allein die farbigen Knechte, die bis dahin willige und brauchbare Arbeiter gewesen waren, wurden gegen die Buren aufgehetzt, sondern auch die unter ihnen und in ihrer Nachbarschaft wohnenden freien Stämme. Es kam zu Gerichtsverhandlungen. Hundert Mordtaten sollten einige Farmer begangen haben; nicht eine einzige wurde ihnen nachgewiesen.

Als dann die natürlich frech gewordenen Kaffern auf einem Raubzug eine Anzahl Farmer umgebracht und viel Eigentum zerstört hatten, und der Gouverneur Sir Benjamin d'Urban den Buren geholfen hatte, die Unholde zu vertreiben, da wurde er vom Staatssekretär — getadelt; dieser verfügte die Abtretung eines Grenzgebiets an die Kaffern, wodurch die Grenzfarmer den Eingebornen förmlich ausgeliefert wurden. Was die „Sklaverei“ betrifft, so sind nach Leyds Nachweisungen die Buren niemals grundsätzliche Anhänger dieser Institution gewesen, sondern haben sich nur eben die Arbeiter, die sie brauchten, auf die in ihrem Lande allein mögliche Weise verschafft. Es wird ihnen bezeugt, daß sie ihre farbigen Knechte besser behandelt haben als die Engländer, daß sie deren Kinder taufen ließen, wodurch diese von selbst frei wurden, wie sie denn überhaupt das Wirken verständiger Missionare unterstützten, und daß ihr farbiges Gefinde nicht sehr zahlreich war. Im Jahre 1848 schrieb der Gouverneur Sir Harry Smith an Sir George Napier: „Ich freue mich, sagen zu können, daß ich auf meiner Reise [nach Natal] bei den Ausgewanderten weder Sklaven noch Sklavenhandel gesehen habe, deren Vorhandensein irrtümlich behauptet worden ist. Im Gegenteil, es gibt nur wenig Bedienstete auf den Farmen, und sie wechseln beständig, während die Söhne alle Gefindebedienste leisten.“ Der englische Geschichtschreiber Südafrikas, Theal, meint, die Berichte der Gouverneure über die Angelegenheit könnten in dem Sage zusammengefaßt werden, den Lord Somerset in einer Depesche an den Earl Bathurst ausgesprochen habe: „Kein Teil des Gemeinwesens ist besser daran, vielleicht glücklicher, als der Hausknecht in Südafrika.“ Immerhin blieb die plötzliche Abschaffung dieser Hörigkeit — für die Kolonien wurde der 1. Dezember 1834 als Termin angesetzt — ein empfindlicher Eingriff und ein Verlust für viele Farmer. Die Regierung bewilligte zwanzig Millionen Pfund Entschädigung für sämtliche Kolonien, wovon die Kapbauern 1 247 401 Pfund bekommen sollten, aber niemals bekommen haben.

Die nächste Mailpost bestätigte die Kunde, daß die englische Regierung nicht beabsichtigte, die Entschädigungsgelder nach Südafrika zu senden, sondern daß jeder einzelne Anspruch vor Kommissaren in London bewiesen und der daraufhin zuerkannte Entschädigungsbetrag in dreieinhalbprozentigen Schuldscheinen ausbezahlt werden sollte. Was dies für die Betroffenen bedeutete, kann man sich heute schwer vorstellen. Damals war Kapland ein kleines, armes Gemeinwesen, und die plötzliche Konfiskation von zwei Millionen Pfund Eigentum erzeugte unfägliches Elend. Ein großer Teil der Sklaven war verpfändet, und die Höhe der auf diesen Pfändern stehenden Summen überstieg bei weitem den Wert des sonstigen Besitzes. Um die Gläubiger bezahlen zu können, mußte man die gesamte Habe mit ungeheuerem Verlust verkaufen. Infolgedessen kamen viele Familien, Witwen und Waisen, Alte und Schwache, deren einziger Besitz Sklaven gewesen waren, an den Bettelstab. Das zweite Unglück bestand darin, daß die Regierung, von den Missionaren falsch berichtet, ihre Zustimmung zu einem Gesetze gegen Landstreicherei verweigerte. Infolgedessen wurde die Kolonie von ehemaligen Sklaven überschwemmt, die überall die Farmen plünderten.

Die Einführung des Englischen als amtlicher und Gerichtssprache, die schon einige Jahre vorher erfolgt war, machte das Maß voll, und so entschlossen sich denn viele tausend Burghers schweren Herzens, über die Draakenberge zu ziehen — die unsäglichen Leiden der Wanderung, die ihnen bevorstanden, kannten sie — und sich in Natal eine neue Heimat zu gründen.

Von nun an beginnt die raffinierte Politik, die sich die englischen Staatsmänner nach dem Vorbilde der von den Römern Karthago gegenüber angewandten ausgeklügelt zu haben scheinen. Zunächst wird behauptet, daß die Ausgewanderten auch auf nicht englischem Gebiet Untertanen Englands blieben, dann, daß Natal englisches Gebiet sei. Kurz vor der Einwanderung der Buren, 1834, hatten die englischen Behörden die Bitte kapländischer Kaufleute um die Besignahme von Port Natal der Kosten wegen abgelehnt, und als dann doch aus einem besondern Anlaß der Hafen von Durban eine Besatzung bekommen hatte, wurde ausdrücklich versichert, das geschehe nicht in der Absicht, das angrenzende Gebiet zu besetzen. Die Regierung hatte „die feste Überzeugung gewonnen, daß die Erwerbung neuer Gebiete in Südafrika keinen Nutzen bringen würde“. Aber so oft die Buren die Gefahren, Arbeiten und Leiden einer Neubesiedlung auf sich genommen hatten, erschien ein solches Gebiet jedesmal für die Okkupation geeignet, und diese wurde damit eingeleitet, daß man den Ansiedlern Negerstämme auf den Hals hegte, ihnen die Waffenzufuhr, ja die Lebensmittelzufuhr abschnitt, sie zu Feindseligkeiten gegen England zwang und dann als Rebellen behandelte und des Vertragsbruchs anklagte. Diese vielfach wiederholten Manöver werden in dem Buche ausführlich erzählt. Als die Engländer ihre Herrschaftsansprüche auf Natal geltend machten, erschien vor dem britischen Kommissar eine Abordnung von Frauen, die erklärten, sie seien entschlossen, sich niemals der britischen Autorität zu fügen; sie seien sich der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes vollkommen bewußt und wollten nur bekannt geben, daß sie lieber barfuß über die Draakenberge zurückwandern als sich den Engländern unterwerfen würden, daß sie den Tod in Freiheit dem Verlust der Freiheit vorzögen. Auf die Lage, die durch die englische Politik herbeigeführt wurde, nachdem sich die Buren zu beiden Seiten des Waalflusses eingerichtet hatten, wirft der Leitartikel der Times vom 20. Dezember 1851 ein grelles Licht. Es heißt darin:

Wir können uns keine Ereignisse vorstellen, die geeigneter wären, unsern Nationalstolz zu demütigen, den Ruf unsrer Waffenehre zu beflecken und unsrer Politik und Glaubwürdigkeit ein unauslöschliches Brandmal aufzudrücken, als die Vorkommnisse, deren Schauplatz gegenwärtig das Kap der Guten Hoffnung ist. Wir sind in einen Doppeltkampf der List und Waffen gegen unsre eignen Untertanen sowohl wie gegen einen barbarischen Feind verstrickt, und es ist schwer zu unterscheiden, ob wir auf dem Felde unsrer bürgerlichen oder unsrer militärischen Tätigkeit eine schimpflichere Figur machen. Was neuerdings geschehen ist, hat uns überzeugend bewiesen, welcher Verachtung sich der britische Name dank der Verwältung des Lord Grey und der Tätigkeit von Sir Harry Smith zu erfreuen hat.

Der Gouverneur ist nicht imstande, mit zehntausend unsrer besten Truppen die marodierenden Raffenbanden aus dem Innern der Kolonie zu vertreiben. Jenseits der Grenze befindet sich eine Niederlassung von 12000 holländischen Farmern, die als erklärte Rebellen dorthin in die trostlose Wildnis getrieben worden sind. Die britische Regierung hat auf den Kopf ihres Führers, Pretorius, einen Preis von 1000 Pfund gesetzt [nachdem die Buren im Gebiet des später gegründeten Oranjestaats am 28. August 1848 bei Boomplaats geschlagen worden waren]. Trotz alledem sind diese Leute imstande, sich in trotziger Unabhängigkeit inmitten wilder Völkerschaften zu behaupten, und eine Drohung ihres Führers, des geächteten Rebellen, genügt, sie von einem Einfall in unser Gebiet abzuhalten, was der Furcht vor den britischen Waffen nicht gelungen war.

Pretorius, der sich in Transvaal aufhielt, war sowohl von den Schwarzen wie von den Weißen gebeten worden, in der durch die englische Mischwirtschaft heillos zerrütteten „Souveränität“, wie damals der Oranjestaat hieß, Ordnung zu schaffen, und war daher mit den englischen Behörden in Unterhandlung getreten. Diesen blieb nichts übrig, als am 17. Januar 1852 im Sandriviervertrag die volle Souveränität des Transvaalstaats und zwei Jahre darauf in der Konvention von Bloemfontein die des Oranjestaats anzuerkennen.

Die Entdeckung von Gold und Diamanten erregte aufs neue die englischen Annexionsgelüste. Das Gebiet, das später Distrikt Kimberley genannt wurde, hatten einige der ersten Burenauswanderer von dem Korainahauptling Danger käuflich erworben. „Später — von 1848 bis 1854 — bildete er einen Teil der für die Europäer bestimmten Sektion der Oranjestaats-Souveränität und wurde im Jahre 1854 mit dem übrigen Gebiet der Souveränität durch Sir George Clerk im Namen der britischen Regierung auf den neugegründeten Oranjestaat übertragen.“ Daß der Distrikt diesem Staate gehörte, war gar nicht zu bezweifeln. In einem Protest des Volksrats des Freistaats wird u. a. angeführt: „Über dieses Gebiet hat der Oranjestaat seit einer Reihe von Jahren Jurisdiktion ausgeübt: seine Gerichtshöfe haben Streitigkeiten zwischen den Bewohnern dieses Gebiets geschlichtet; es sind Steuern erhoben, alle mit der Souveränität verbundenen Rechte und Verpflichtungen ausgeübt und erfüllt worden.“ Sobald jedoch die ersten Diamanten gefunden worden waren, begann die Komödie, deren Genuß man sich mit ungemischter Heiterkeit hingeben kann, weil sie nicht, gleich den meisten übrigen auf jenem Schauplatz aufgeführten englischen Komödien, tragisch verlief; außer dem schwärzlichen Pseudohelden ist dabei niemand ernstlich zu Schaden gekommen. Dieser war der Griquahauptling Waterboer, der mit seinen fünfhundert Seelen — die Weiber und Kinder mitgezählt — außerhalb des Kimberleydistrikts ein sechstausend englische Quadratmeilen großes Gebiet inne hatte. Im Kimberleydistrikt hatte seit Menschengedenken niemals ein Griqua gewohnt. Allerdings hatte Waterboer einmal Ansprüche darauf erhoben, aber kein Mensch hatte das beachtet. Nach den ersten Diamantensunden jedoch schickte die englische Regierung Beamte in den Distrikt, die Waterboers Rechte wahrnehmen sollten; diese richteten in der

bis dahin wohlgeordneten Verwaltung die ärgste Konfusion an. Im Verlauf der Verhandlungen schrieb der britische Kommissar einmal an den Staatssekretär für die Kolonien: „Es scheint mir ganz unmöglich, die Fiktion, als ob wir im Namen Waterboers gehandelt hätten, noch länger aufrecht zu erhalten.“ Waterboer trat seine „Rechte“ an die Engländer ab für einen Jahresgehalt von 1500 Pfund, von dem er jedoch nie einen Pfennig bekommen hat. Vielmehr hat man ihm 3000 Pfund Gerichtskosten aufgeladen und ihn wegen einer unbedeutenden Ursache eingesperrt. Einem Blaubuch ist ein Brief des stellvertretenden Hohen Kommissars Hay einverleibt worden, in dem es heißt, eine große Anzahl von britischen Untertanen habe in dem Distrikt mit Einwilligung der Eingebornen ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Kapitän Lindley bemerkt dazu in seiner Geschichte der Diamantfelder: „Wie diese farbigen Eingebornen, die seit fünfzig Jahren ausgerottet waren, ihre Einwilligung hätten geben können, hat General Hay zu erklären unterlassen. Ich selbst habe mit Hunderten von Diamantsuchern in diesem Gebiete gewohnt. Ich sah nie einen einzigen Eingebornen, wohl aber sah ich die alten Wohnstätten der Freistaatsburen und genoß den Schutz der Beamten des Freistaats, mit deren Bewilligung wir uns dort aufhielten.“ Die englische Regierung annektierte also einfach das Gebiet, und man muß es ihr hoch anrechnen, daß sie dem Freistaat 90000 Pfund Entschädigung zahlte; sie hätte ja das Land ganz umsonst haben können, da die Buren zwar für ihre Freiheit, aber nicht für Diamanten mit der Übermacht Krieg zu führen bereit waren. Die Diamantsucher, die englischen nicht ausgenommen, haben schlecht abgechnitten bei dem Tausch, denn einer jener modernen Gaie, die man Trusts nennt, frißt die Riesengewinne der Ausbeutung allein. Kimberley bleibt nicht nur den unabhängigen Diamantsuchern, sondern auch den unabhängigen Groß- und Kleinhändlern verschlossen. Der beraubte Dranjestaat aber hat nach Leyds Ansicht mehr gewonnen als der Räuber, nämlich einige Jahre ungestörten Daseins, da die „anständige Armut“, in die er zurückgeworfen worden war, die englische Habgier nicht reizte.

Transvaal wurde seiner Goldfelder wegen 1877 ganz annektiert, und bei dieser Gelegenheit wurde auch die Verleumdung wieder aufgewärmt, daß die Buren die Eingebornen grausam behandelten; ja man behauptete, sie hätten die gesetzlich abgeschaffte Sklaverei immer noch beibehalten. Der Geschichtsschreiber Südafrikas, Theal, konstatiert, daß bei der Annexion 1877 kein Sklave freigelassen werden konnte, weil keiner gefunden wurde, und Bischof Colenso, ein warmer Verfechter der Rechte der Eingebornen, hat beteuert, er habe sich bemüht, diese ungerechten Anklagen gegen die Buren aus der Welt zu schaffen. „Ich habe, schreibt er, auf die Tatsache hingewiesen, daß in Transvaal 800000 Farbige wohnten, ohne zu entfliehen und in Natal Schutz zu suchen, daß sie also allem Anschein nach die Burenherrschaft der unsern vorziehen.“ Die Verleumdung knüpfte an das von dem englischen verschiedne System an,

nach dem die Farbigen zur Arbeit angehalten wurden. Die Engländer trieben, um die Kaffern zur Arbeit zu nötigen, eine Hüttensteuer von einem Pfund für jeden erwachsenen männlichen Bewohner der Hütte ein. Die Kaffern aber, die ihre Weiber als Arbeitstiere behandelten, bürdeten auch noch die hierdurch notwendig gewordne Mehrarbeit den Weibern auf und blieben so faul wie vorher. Die Buren dagegen zogen die Farbigen auf dreierlei Weise zur Arbeit heran. Die Häuptlinge mußten für das ihren Stämmen überlassene Land jährlich eine bestimmte Anzahl männliche Arbeiter stellen. Ferner verpachteten einzelne Buren an Farbige Land und ließen sich durch Hilfe bei der Arbeit zur Erntezeit, oder wo es sonst nötig war, bezahlen. Drittens wurden mittellose Kaffern, Waisen und verlassene Kinder auf eine Reihe von Jahren, unter Aufsicht der Lokalbehörden, bei Buren untergebracht. Diese „Eingeschriebnen“ (Ingeboorten) wurden nach Theal beinahe ausnahmslos gut behandelt. Sie bekamen Kleidung, Kost und Wohnung und gelegentliche Geschenke in Geld oder Vieh. Wenn man das, schreibt Leyds, Zwangsarbeit nennen will, so ist es doch keine andre als die den Insassen der englischen Arbeitshäuser auferlegte, die über die Lebensnotdurst hinaus weder Geschenke noch Lohn erhalten.

Die Buren ließen sich die Annexion vorläufig gefallen, weil sie ihre Freiheit auf dem Wege der Verhandlungen mit der britischen Regierung wieder zu gewinnen hofften. Diese Hoffnung schlug fehl; sie griffen 1880 zu den Waffen, und da das Kapland von den Zulu bedrängt wurde, so gab ihnen die englische Regierung in dem Vertrage vom 27. Februar 1884 ihre Unabhängigkeit zurück mit der geringen Einschränkung, daß England ein Einspruchsrecht gegen Verträge Transvaals mit auswärtigen Mächten zustehen solle. Vor der Erhebung hatten sie dem Hohen Kommissar (Sir Henry Bartle Frere) folgenden Beschluß übersandt:

In Gegenwart des Allmächtigen, des Kenners aller Herzen, dessen gnädige Hilfe wir erflehen, haben wir Bürger der Südafrikanischen Republik feierlichst beschworen, wie wir jetzt von neuem beschließen, für uns selbst und unsre Kinder einen geheiligten Bund zu errichten, den wir mit feierlichem Eide bekräftigen. Vor vierzig Jahren flohen unsre Väter aus der Kapkolonie, um ein freies und unabhängiges Volk zu werden. Diese vierzig Jahre waren vierzig Leidens- und Schmerzensjahre. Wir gründeten Natal, den Oranjesfreistaat und die Südafrikanische Republik. Dreimal hat die englische Regierung unsre Freiheit mit Füßen getreten und die Flagge am Boden geschleift, die unsre Väter mit ihrem Blut und ihren Tränen getauft haben. Unsre freie Republik wurde uns von einem Diebe in der Nacht gestohlen. Das können und wollen wir nicht ertragen. Es ist Gottes Wille, und es ist uns durch die Ehrfurcht vor unsern Vätern und die Liebe zu unsern Kindern geboten, daß wir den Kindern das Erbe der Väter unverkürzt übergeben. Zu diesem Zweck kommen wir hier zusammen und reichen einander die Rechte als Männer und Brüder, mit dem feierlichen Versprechen, unserm Land und unserm Volke treu zu bleiben und mit zu Gott gerichtetem Blicke nach Wiedererlangung der Freiheit unsrer Republik bis zum Tode zu streben.

Bretorius äußerte u. a. in einer Unterredung mit dem Hohen Kommissar: „Wir haben Armut und Entbehrung erduldet, um ein freies Volk zu werden; darum ist es uns unerträglich, zu britischen Untertanen gemacht und ange-schwärzt zu werden von denen, die in unser Land kamen, ihr Glück zu machen.“ Und in einer der Königin überreichten Denkschrift sagen die Buren: „Muß es zum Kriege kommen? Das kann Euer Majestät Wille nicht sein, so wenig wie es unser Wunsch ist. Euer Majestät kann nicht das Verlangen haben, über unwillige Untertanen zu herrschen. Denn wir werden zwar treue Nachbarn, aber unwillige Untertanen sein.“ Der Versuchung, der Einladung Ketschewaios zu folgen und mit ihm verbündet über die durch die Niederlage bei Sandhswana geschwächten Engländer herzufallen, widerstanden sie. Sie haben sich niemals der Eingebornen gegen Weiße bedient, obwohl die Engländer niemals Anstand nahmen, Schwarze gegen die Buren zu bewaffnen. „Die Bewaffnung Farbiger mag dem nicht so schlimm vorkommen, der nicht weiß, was Kriegsführen von südafrikanischen Eingebornen bedeutet, aber der Bur, der es nur zu wohl weiß, verabscheut es als ein Verbrechen, für das er keine Worte hat. Und wären die Engländer auch nur einmal in der Lage gewesen, Landsleute zu sehen, die der von den Buren angestiftete Kaffer grausam verstümmelt hätte — nicht ein Fall ist vorgekommen —, dann könnten sie vielleicht nachempfinden, was die Buren fühlen, die in mehr als einem Kriege Brüder und Freunde in dieser Weise durch Eingeborne hingemordet sahen, die von den Engländern angestellt und bewaffnet worden waren.“ Interessant ist es zu sehen, wie englische Staatsmänner, namentlich Gladstone und Chamberlain, wenn sie zufällig gerade der Opposition angehörten, die Gerechtigkeit der Burensache erkannten und verfochten, aber, zur Regierung gelangt, sofort vollständig alles vergaßen, was sie ein paar Wochen vorher ganz genau gewußt hatten. Besonders die Bruchstücke aus Reden Chamberlains, die Seite 330 bis 334 mitgeteilt werden, mögen der Beachtung empfohlen werden.

Goethes bekannte Behauptung, daß der Mensch beim Handeln immer gewissenlos sei, und daß sich das Gewissen erst nachträglich, bei der Reflexion über das Vollbrachte, zu melden pflege, ist, allgemein genommen, arge Übertreibung; aber für die Politiker scheint es ausnahmslos zu gelten. Im Augenblick des politischen Handelns hält der als Privatmann streng rechtschaffne Politiker die ärgste Schuferei, wenn sie seiner Partei oder seinem Staate nützt, für vollkommen gerecht; hält sie aufrichtig dafür. Darum dürfen wir mit den Engländern nicht ins Gericht gehn. Die auch in der Politik gewissenhaften Buren sind eben nicht zu den Politikern zu rechnen. Sie waren in dem Grade Privatmenschen im altgermanischen Stil, daß ihr loser Verband nur ein Ansatz zu einem Staate, aber nicht eigentlich ein Staat genannt werden konnte. Davin eben bestand ihre Freiheit, die sie glühend liebten, und das eben war ihr Verhängnis, denn diese Art Freiheit ist heute nirgends mehr möglich; sollte

sie sich in einem unzugänglichen Tale des Himalaja noch erhalten haben, so wird die verbesserte Luftschiffahrt sie vollends ausrotten. Mancher Leser des vorliegenden Buches wird über die häuerliche Hartnäckigkeit und Verbissenheit, mit der sich die Buren schon gegen das bloße Wort Suzeränität gewehrt haben, spotten oder unwillig sein; besonders da seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts England allen seinen Ansiedlerkolonien einen Grad von Selbstregierung bewilligt hat, der die Zugehörigkeit der Kolonisten zu seinem Weltreich als eine Ehre und einen Vorteil erscheinen läßt, und der durch keine Lasten und Leistungen erkauft zu werden braucht. Die Verhältnisse sind jetzt ganz verschieden von denen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Die Buren hätten nach 1870 keinerlei tyrannische oder bureaukratische Eingriffe zu fürchten gehabt und als Angehörige der Kolonie so frei gelebt wie in ihren eignen Staaten. Aber eine Entschuldigung haben sie. Nicht zwar die englische oder die Kapregierung, aber das Treiben der Uitlanders, der englischen Minenbesitzer, Spekulanten und ihres Anhangs, der Krämer, Kneipwirte und Tingtangelunternehmer, bedrohte den ganzen moralischen Zustand und den Wirtschaftsorganismus des Volkes mit Auflösung und Umsturz. Fortschrittsfreunde sehen auch darin kein Unglück. Im Gegenteil meinen sie, es gereiche der Welt und den Betroffenen zum Heil, wenn diese ihrer Rückständigkeit entrisen und in das Getriebe des modernen „Kulturlebens“ hineingezogen werden. Wir haben neulich (im 6. Heft S. 303 bis 304) vernommen, daß Dove die Goldfelder dennoch für ein Unglück hält, weil sie eine vernünftige Besiedlung des Landes verhindern, und wir haben dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob bei der Art Menschenmaterial, das dem heutigen England zur Verfügung steht, landwirtschaftliche Kolonisation der südafrikanischen Ödländereien überhaupt noch möglich sei. Wird man nicht vielleicht, wenn auch das ganze Südafrika industrialisiert und modernisiert sein wird, die Buren noch einmal anders beurteilen? Man wird vielleicht finden, daß Männer und Frauen, die um der Freiheit willen hungern und dürsten, sich in Einöden abrackern, von Löwen fressen oder in Freiheitskämpfen todschießen lassen, auch etwas wert sind, und daß ein musterhaftes Familienleben, willige Übernahme schwerer Arbeit, grundsätzliche Menschlichkeit auch gegen Feinde und Kriegsgefangene, einfältiger Christenglaube und durch kein Unglück zu erschütterndes Gottvertrauen immerhin den Namen Kultur verdienen, wenn sie auch eine etwas andre Kultur als die der Goldspekulanten darstellen. Vorläufig ist übrigens trotz der letzten Annexion die alte Kultur der neuen noch keineswegs vollständig unterlegen. Mitte Februar wurde gemeldet, daß bei den Wahlen für die Volksvertretung in Transvaal die Partei „Het Volk“ die Mehrheit errungen habe, und daß die „Progressiven“, die Vertreter der Minenbesitzer, unterlegen seien. Die Frankfurter Zeitung bemerkte dazu: „Das Burenelement kommt damit zu seinem Recht, die Herrschaft der landfremden Spekulanten nimmt ein Ende. Die legitimen Interessen des in den Minen von Transvaal investierten Kapitals

aber dürften bei diesem Wechsel durchaus nicht leiden.“ Und einen Hauptrebelln läßt die englische Regierung, die sich darin wieder von ihrer besten Seite zeigt, Premierminister werden. — Wir freuen uns auf den versprochenen zweiten Band, der die Ereignisse nach 1894 erzählen soll. Werden wir doch in ihm eine quellenmäßige Geschichte des letzten Burenkrieges erhalten.

Carl Jentsch



Aus Weimars Vergangenheit

Liszt und Carolyne Prinzessin Sayn-Wittgenstein



riefe, sagt Ludmilla Assing einmal, sind wie geöffnete Fenster, durch die man in die Seele ihrer Verfasser blickt; und so ehrlich sind Briefe ihrer Natur nach, daß, selbst wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit aussprechen, dem psychologischen Forscher sich doch aus solchen Zeugnissen die volle Charakteristik siegreich enthillt. In der Tat nehmen Briefe nach ihrem Zweck oder nach der Stellung und Eigenart des Empfängers mitunter eine Art von Schutzfärbung an. Trotzdem behalten sie, auch ohne bloß der Neugier zu dienen, oft Reiz und Wert, besonders, wenn sie über die geistige Eigenart eines ganzen Kreises und seines Mittelpunkts aufklären, und wenn dieser Kreis so einzig erscheint, daß man an eine analoge Wiederholung nicht glaubt, wenn es auch sonst Analogien in der Geschichte gibt.

Den Mittelpunkt eines solchen Künstlerkreises bildeten etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Liszt und Carolyne, die 1836, siebzehn Jahre alt, nicht eigentlich mit vollem Bewußtsein und ganzem Willen den Fürsten von Sayn-Wittgenstein geheiratet und 1848 mit ihrer Tochter unter dem Vorwand einer längern Badereise verlassen hatte. Sie folgte Liszt, den sie 1847 in einem Konzert in Kiew kennen und lieben lernte. Obgleich sie sich 1876 in Rom eine ihrer Güter beraubte Witwe nannte und als „Pfennig der Witwe“ dreihundert Gulden für zwei Denkmäler anwies, konnte sie doch beim Scheiden von der teuern Heimat eine Million Rubel für ein verkauftes Gut mitnehmen. In Weimar fand sie das Asyl des Exils. Sie bewohnte mit ihrer Tochter einen Teil der „Altenburg“, während Liszt in einem andern Flügel lebte. Das wäre ja nun sehr schön gewesen, wenn nicht Carolyne mehr als ein Duzend Jahre die Scheidung von ihrem Manne vergeblich betrieben hätte. An klassischer Stätte mochte sich Goethes Distichon aus den Vier Jahreszeiten, Sommer, 24, bemerklich machen: Sorge! sie steigt mit dir zu Roß, sie steigt zu Schiffe . . . Auch Liszt erfuhr, daß es seine Tragik hat, die Frau eines andern zu lieben. Immerhin war er auch diesmal, gerade wie früher bei der Gräfin d'Algoût, ein ganz freier Freier gewesen und so im Vorteil gegen Wagner, der doch das